

Rassismus steckt in allen Köpfen

Bericht von der Tagung „Rassisten sind immer die Anderen. Über Verstrickung und Handlungsfähigkeit“ vom 13. bis 15. März 2015 in der Evangelischen Bildungsstätte auf Schwanenwerder

Angela Berger

„Rassismus raus den Köpfen!“ war bei der No-Legida Gegendemonstration in Leipzig immer wieder in Sprechchören zu hören. Er scheint sinnvoller als der verbreitete Schrei „Nazis raus!“ Gegen diesen Vorwurf hatten sich Anhänger_innen der x-gida-Protteste immer wieder gewehrt. Sie seien keine Nazis. Das ist wohl auch in den meisten Fällen so. Rassistische Positionen nehmen sie dennoch ein. Alle, die in privilegierten weißen deutschen Verhältnissen aufgewachsen sind, stehen in Machtposition gegenüber Menschen mit Rassismuserfahrungen in Deutschland und auf der ganzen Welt. So beschrieben die rassismuserfahrenen Referent_innen der Tagung in großer Gemeinsamkeit die Situation.

Auf dieser Tagung mit dem sprechenden Titel „Rassisten sind immer die Anderen. Über Verstrickung und Handlungsfähigkeit“ vom 13. bis 15. März 2015 wurde sehr deutlich, wie tief der Rassismus in Alltag, Politik, Geschichte und Sprache verwurzelt ist und damit sowohl unter den Pegida-Anhänger_innen als auch in der deutschen Gesellschaft insgesamt. Die freie Bildungsreferentin und Aktivistin bei IniRromnja Hajdi Barz machte darauf aufmerksam, wie mühsam es ist, dieser Tatsache als weißer Mensch, verstanden im Sinne der critical whiteness als Mensch in einer angeborenen Machtpositionen, ins Gesicht zu schauen. Die psychologischen Etappen des Bewusstwerdens der eigenen Machtausübung gegenüber nicht-weißen Menschen nach der Psychologin Grada Kilomba sind zuerst Leugnen durch Rationalisieren, gefolgt von einem selbstbezogenen Schuldgefühl, das abgelöst wird durch Scham. Diese Scham wird verstanden als Angst, eigene Ideale nicht zu erfüllen. Dies ist der erste Schritt aus dem eigenen Machtkokon heraus, der schließlich zur letzten Etappe, der Reparation und Aushandlung einer möglichst veränderten Realität führt. Die Tagungsteilnehmer_innen und die Referierenden setzten sich aus Menschen zusammen, die sich an ganz unterschiedlichen Stellen in diesem psychologischen Ablauf wiederfanden. Teilweise bestand Uneinigkeit über Begriffe, Meinungen und Ideen. Besonders denkwürdig war, wie die Redner_innen Merat El, eine Kultur- und Sozialwissenschaftlerin aus dem Vorstand des Migrationsrates Berlin-Brandenburg, und der engagierte Pädagoge Mehmet Can, die unter dem Titel „(Post-)Migrantische Stimmen der zweiten und dritten Generation“ eingeladen worden waren, die Teilnehmenden und Veranstalter_innen überrascht haben. Sie wiesen darauf hin, dass sie durch den Titel wiederum als „Andere“ markiert wurden und nicht als Expert_innen wie alle anderen eingeführt worden sind. Sicher sind so alle Beteiligten ein Stück weiter gekommen in ihrer Akzeptanz des Satzes, der immer wieder auftauchte: „Rassisten sind eben nicht immer die anderen.“

Die Auseinandersetzung mit Rassismus ist in Deutschland laut Erziehungswissenschaftlerin Prof. Dr. Astrid Messerschmidt besonders hürdenreich. Einerseits sei die kolonialistische Vergangenheit Deutschlands weitestgehend ausgeblendet, zum Anderen Rassismus und Antisemitismus ganz eng mit der nationalsozialistischen Vergangenheit verbunden. Da es keine oder kaum Sympathien mit den Nationalsozialisten heutzutage gebe, sei die „logische Folge“, dass es auch keinen Rassismus mehr gebe. Rassismus zeigt sich in Selbstidealisierungen und beinhaltet die Behauptung einer meist intellektuellen Überlegenheit der eigenen Gruppe. Gemeinsam mit dem Antisemitismus ist dem Rassismus, dass dadurch scheinbar homogene Gruppen „des Selbst“ und „der Anderen“ gebildet werden. Dabei schreibt der Antisemitismus den Juden ein Übermacht, Einfluss, Reichtum, Machtaneignung um jeden Preis, also „Stärke“ zu. Damit wird die moralische Überlegenheit der eigenen Gruppe begründet, die sich von solchen

Eigenschaften angeblich fernhält. Heute tritt Antisemitismus oft israelbezogen auf, wobei dem israelischen Staat all das Schlechte vorgeworfen wird, was im Eigenen in der Tendenz auch im Argen liegt. Eine neuere Mischform zwischen Merkmalen des Rassismus und des Antisemitismus stellt der antimuslimische Rassismus dar. Der Politikwissenschaftler Dr. Farid Hafez wies darauf hin, dass es bei Islamophobie, diesen Begriff verteidigte er aufgrund seiner internationalen Gebräuchlichkeit, entgegen der Behauptungen nicht um den Islam oder den sogenannten islamistischen Terror geht. Stattdessen sind Muslim_innen heute Gegenstand eines Feindbildes, mit dessen Hilfe eigene Interessen versteckt werden können. Damit ist auch der antimuslimische Rassismus einerseits Herrschaftsinstrument, andererseits eine Selbstidealisierung, die ein liberales und aufgeklärtes Selbstbild ermöglicht. Leah Carola Czollek, Dozentin, Trainerin und Leiterin des Institutes Social Justice und Diversity, zeigte auf, dass neben diesen Formen eine unzählige Vielfalt anderer Diskriminierungsarten wie Klassismus, Homophobie, Sexismus usw. existiert. Alle manifestieren sich im Wechselspiel zwischen individueller und institutioneller Ebene.

Stets werden dabei Mehrdeutigkeit und Ambivalenz in Weltdeutung und Selbstbeschreibungen abgelehnt. Wichtig aber wäre, bipolare Denkstrukturen zu überwinden, da sich die Welt selten in gut und böse teilt. Gerade in der globalisierten Welt ist mit Uneindeutigkeit und Vermischung zu rechnen. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für Anhänger_innen der postkolonialistischen Theorie, die sich kolonialer Machtverhältnisse bewusst sind. Dieses rassismuskritische Bewusstsein für das Umfeld enthebt niemanden der kritischen Selbstwahrnehmung. Die Kategorien „weiß“ und „schwarz“ werden kritisch betrachtet, zugleich aber durch ihre immer wieder auftretende Nennung auch verstetigt. Dies stellt ein großes Dilemma dar. Zum einen ist die Benennung unterschiedlicher Positionen ein wichtiger Schritt zur Bewusstwerdung von Praktiken der Diskriminierung. Zum anderen werden dadurch erst wieder Unterscheidungen und Markierungen von Menschen vorgenommen. Die Tagungsteilnehmer_innen und Redner_innen sprachen sich für ganz unterschiedliche Herangehensweisen an diese Problematik aus. Einig aber waren sich die meisten darin, dass jedes Denken, das auf die Behauptung, „die Bösen sind immer die anderen“ hinausläuft, nicht zu Veränderung beiträgt.

Eine Denkmöglichkeit für Vielfalt in Kirche und Gemeinde bot die Theologin Dr. Eske Wollrad in ihrem Tagungsbeitrag auf Grundlage von 1. Kor 12 an. Mit Paulus zeigte sie, dass Gemeinde immer die Gemeinsamkeit und das Zusammenspiel vieler unterschiedlicher Menschen bedeutet. So wie der Leib viele Glieder hat, jedes anders gestaltet und mit einer anderen Aufgabe versehen, so sollte auch heute noch bei uns Kirche gelebt werden. Jede_r übernimmt Verantwortung für jede_n, unabhängig von Hautfarbe, Herkunft, Aussehen, Alter oder Geschlecht.

Dr. Eske Wollrad von den Evangelischen Frauen in Deutschland, Dr. Rainer Möller vom Comenius Institut und Doris Peschke, Generalsekretärin der Kirchlichen Kommission für Migranten in Europa, waren sich zu Ende der Tagung einig: Der erste Schritt für die Kirchen muss es sein, zu erkennen, dass sie Teil des Problems Rassismus sind. Aufbauend darauf wurden klare Forderungen für die zukünftige kirchliche Arbeit gestellt. Frau Peschke betonte v.a. die Notwendigkeit, den Antiziganismus oder auch Antiromanismus, der gegen Sinti und Roma gerichtet ist, in den Fokus kirchlicher Aktivitäten zu stellen. Schon zu lange ist die Kirche selbst an ausgrenzenden Aktivitäten gegen diese Menschen beteiligt und sollte sich nun stattdessen für sie einsetzen. Herr Dr. Möller zeigte Handlungsbedarf in der kirchlichen Bildungsarbeit auf. Er gab zu bedenken, dass die Themen Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierung in der EKD-Denkschrift zum Religionsunterricht „Religiöse Orientierung finden. Evangelischer Religionsunterricht als Beitrag zu einer pluralitätsfähigen Schule“ von 2014 (http://www.ekd.de/download/religioese_orientierung_gewinnen.pdf) keine Erwähnung finden. Die

vier großen Aufgaben für Bildungsarbeit in und durch Kirche, die Dr. Möller formulierte, sind daher zunächst mehr Interdisziplinarität und Intersektionalität, sodass die Debatten um Rassismus und Bildung mehr Verschränkung erfahren. Außerdem sollte mehr Wert auf einen erweiterten Inklusionsbegriff gelegt werden. Der Diskurs um die Einbindung derer, die noch als „die Anderen“ gelten, sollte auch in Kirche und Gemeinden vertieft geführt werden. Als drittes besteht Notwendigkeit, den Dialog der Religionen auch ganz explizit in der Bildungsarbeit zu führen, um vor Vorurteilen vor dem jeweils anderen zu schützen. Der Religionsunterricht ist ein guter Ort dafür. Schließlich müssen Verbesserungen der Didaktik zum Thema der Schoah eingeführt werden, um sekundärem Antisemitismus und Rassismus vorzubeugen. Frau Dr. Wollrad schließlich sprach sich für die Öffnung der evangelischen Gemeinden in Deutschland aus. Dort stammt die Mehrzahl der Menschen aus der sozialen Mitte Deutschlands. Es entsteht eine sogenannte „Milieuerengung“, sodass das Hinzukommen von Menschen aus anderen sozialen Kontexten sehr schwierig wird. Die Zukunft der Gemeinde wie auch der Gesellschaft liegt aber in der Öffnung: offene Gemeinde und offene Gesellschaft sind die Ziele, die eine rassismuskritische Bildungsarbeit vor Augen haben.